



Katharina  
Hacker

Skip  
Roman

S. FISCHER



**Katharina Hacker**

**Skip**

Roman

❀ | E-BOOKS

## Über dieses Buch

In der Mitte seines Lebens macht der israelische Architekt Skip Landau eine Erfahrung, die er mit niemandem teilen kann: Eine innere Stimme ruft ihn an Orte, wo wenig später eine Katastrophe geschieht – ein Zugunglück in Paris, ein Flugzeugabsturz in Amsterdam. Offenbar soll er einzelne Sterbende auf ihrem schwierigen Weg in den Tod begleiten. Die Aufgabe, die er sich nicht ausgesucht hat, belastet seine Ehe und lässt die Familie in Tel Aviv fast auseinanderbrechen. Spät versteht er, dass er nicht nur die Sterbenden in den Tod, sondern auch seine Söhne ins Leben führen muss – und sich dazu.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

# **Impressum**

Erschienen bei FISCHER E-Books

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Coverabbildung: Dion Thompson Photography / Getty Images

Covergestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-400938-4

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

## Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

# Inhalt

**Motto**

**SKIP**

**(... SKIP ...)**

**(... SKIP ...)**

**(... SKIP ...)**

*Die Lösung des Problems, das Du im Leben siehst, ist eine Art zu leben, die das Problemhafte zum Verschwinden bringt.*

*Daß das Leben problematisch ist, heißt, daß Dein Leben nicht in die Form des Lebens paßt. Du mußt dann Dein Leben verändern, und paßt es in die Form, dann verschwindet das Problematische.*

*Aber haben wir nicht das Gefühl, daß der, welcher nicht darin ein Problem sieht, für etwas Wichtiges, ja das Wichtigste blind ist? Möchte ich nicht sagen, der lebe so dahin – eben blind, gleichsam wie ein Maulwurf, und wenn er bloß sehen könnte, so sähe er das Problem?*

*Oder soll ich nicht sagen: daß, wer richtig lebt, das Problem nicht als Traurigkeit, also doch nicht problematisch, empfindet, sondern vielmehr als eine Freude; also gleichsam als einen lichten Äther um sein Leben, nicht als einen fraglichen Hintergrund.*

Ludwig Wittgenstein

**Ich heiße Skip Landau**, meine Mutter stammt aus England, mein Vater aus Paris, seine Eltern sind aus Ungarn nach Frankreich ausgewandert, weil sie als Juden in Ungarn nicht Medizin studieren durften. Den Krieg haben sie, so wie mein Vater auch, knapp überlebt, in irgendeinem Dorf in Südfrankreich.

Warum meine Mutter 1946 nach Paris gegangen ist, hat sie nie erklärt, vermutlich wollte sie weg von zu Hause, weit weg und schnell, und sie behauptete, Französisch lernen zu wollen und Malerin zu werden. Sie hat wirklich gemalt, nicht schlechter als andere, denke ich, und warum sie es am Ende aufgegeben hat, weiß ich nicht, oder vielleicht hat sie es auch nicht aufgegeben, sondern nur noch in kleine Hefte gezeichnet, sie hatte kleine Hefte, vielleicht finde ich sie in ihrem Nachlass, wenn ich mich endlich aufraffe, die letzte Kiste zu öffnen und zu sichten, was ich brauche, was ich behalte, eine Vorstellung, die ich nicht gut ertrage. Die Kiste steht mittlerweile in meiner Wohnung in Berlin.

Von ihren Gemälden habe ich nichts behalten, ich dachte, ich würde sie nie los, an die hundert, um genau zu sein siebenundachtzig, doch es tauchten immer mehr Freunde und Bekannte meiner Eltern auf, die danach fragten, und plötzlich stand ich da, hatte nichts außer einem kleinen, quadratischen Bild. Es hing immer in meinem Büro, in dem Zimmer mit Blick auf den Hof in Newe Zedek, das heißt Oase des Friedens. Ich habe lange in Israel gelebt, jetzt wohne ich in Berlin.

In Paris lernte meine Mutter in der zweiten Nacht meinen Vater kennen. So erzählte mein Vater. Meine Mutter erzählte, sie habe ihn in einem Café gesehen und sich verliebt, bevor sie nur ein Wort mit ihm gewechselt habe. Mein Vater sagte, sie sei mit ihm ins Bett gegangen, in dieser zweiten Nacht, in ihrer zweiten Nacht in Frankreich, und in der Nacht ihrer Begegnung. Er hatte eine eigene Wohnung, eine winzige Wohnung im jüdischen Viertel.

Seine Eltern wohnten damals etwas außerhalb, in Neuilly. Meine Großeltern waren fromm, auf ihre Weise, meine Großmutter sogar vermutlich ganz und gar gläubig, und vielleicht hätte sie besser einen Orthodoxen geheiratet. Alles hat sich verflüchtigt wie sie selbst, ihr Glaube, ihre Gewohnheiten, und ich bin nicht einmal Jude nach dem strengen Gesetz, denn meine Mutter war keine Jüdin, obwohl eine ihrer Tanten irgendwann schnaubte, etwas derart Albernes habe sie noch nie gehört, bei einer Familie, die Blomfield heiße, das war der Mädchenname meiner Mutter.

Was ist, was nicht ist, ich habe einigermaßen so gelebt, als wäre das klar, mich hat das Sichtbare interessiert. Immer das Sichtbare und was man anfassen kann, wie Menschen sich bewegen zwischen Wänden, umgeben von Möbeln.

Also bin ich Architekt geworden.

Ich wollte Häuser bauen. Wohnungen. Höfe auch, Höfe, in denen Kinder spielen, ihre Mütter könnten sie dann aus großen Küchenfenstern sehen, in den Höfen stünden Bänke, unter Bäumen, blühenden Bäumen. Alles würde belebt und klar sein,

offen, jede Bewegung könnte einen Raum schaffen für das, was Menschen miteinander teilen. Und es würde abgelegene Zimmer geben, in die man sich zurückziehen könnte, um nachzudenken, zu lesen, Wände für Bücher, aber nicht so viele dunkle Bücher, wie ich es von meinen Großeltern kannte, die Regale bis zur Decke, die Einbände schwarz oder braun. Vielleicht haben sich mir nur die Bücher eingeprägt, die sie aus Budapest mitgebracht hatten.

Ein Mal habe ich ein Haus gebaut, mit einem Hof, ein Haus für drei Familien.

Es war eine der glücklichsten Zeiten in meinem Leben, ich arbeitete Tag und Nacht, nein, nachts war ich mit Shira zusammen, in ihrer kleinen Wohnung unweit des Meeres, man hörte die Wellen bis zu unserem Bett, und ich hielt sie in den Armen, wenn sie einschlief, hielt sie und hielt sie, mit der Zuversicht eines ganzen Lebens. Mit der Zuversicht unserer Kinder, die zwei und dreieinhalb Jahre später geboren wurden.

Lange Jahre war ich zu sehr mit mir, mit Shira, mit meiner Arbeit und mit den Söhnen, als sie endlich geboren waren, beschäftigt, als dass ich hätte darüber nachdenken können, was es heißt, wenn man plötzlich aus dem Leben gerissen wird, unvermutet und grausam, und was es heißt, wenn die Lebenszeit immer weniger wird, wenn man die Tage hinter sich bringt, schwerfällig, mühselig, manchmal sogar bitter, blind. Im Nachhinein habe ich einige der Tage noch einmal durchlebt. Stück für Stück. Verwundert, gerührt, Verängstigt.

Lange Zeit dachte ich, ich würde von Unglücken verfolgt. Ich wartete sehnsgütig, dass Shira schwanger würde, aber sie wurde nicht schwanger, nicht von mir. Ich wartete darauf, wieder ein Haus bauen zu können, aber man übertrug mir nur alte Häuser zum Ausbau. Ich hoffte, Shira würde gesund werden, aber sie starb. Der Tod rückte immer näher, und doch habe ich nie darauf geachtet, wie die Tage vergehen, die Tage, an denen nichts Sonderliches geschieht, die glücklichen Tage. Manchmal war mir, als hätte ich das Sterben schon hinter mir.

Kein besonderes Erlebnis, keine einschneidende Erfahrung, keine Tiefe, wenn man so sagen will, hat mich ausgezeichnet. Ob es das nun gibt oder nicht, Menschen, die besonders empfindsam sind, besonders tief, besonders geeignet, auserwählt. Ich bin Halbjude, allenfalls halb auserwählt. Das passt. Jahre habe ich darunter gelitten, vielleicht bin ich deswegen als junger Mann nach Israel ausgewandert. Vor allem bin ich nicht: doch nicht Vater, denn meine Söhne habe ich nicht gezeugt, doch nicht Architekt, denn ich baue nicht selber Häuser, nicht mehr Shiras Mann, denn sie ist gestorben. Nicht einsam, denn hier in Berlin habe ich Zipora.

Skip. Einen anderen Namen hatte ich nie, ich weiß nicht, was sich meine Mutter dabei gedacht hat. Skip Jonathan Landau.

\*

In Israel ist der Frühling nicht so spektakulär wie in Europa, ich habe ihn immer vermisst. Dafür habe ich in Tel Aviv jede Blume, jedes Grün, jede Veränderung des Lichts gesehen, die

Flughunde, wenn sie auffliegen, und die milde Luft nachts habe ich geliebt. Liege ich jetzt in Berlin wach und denke an meine Söhne, bin ich glücklich, dass sie beide in England leben. Sie waren beim Militär, aber sie werden nicht eingezogen, sie müssen nicht zu Reserveübungen.

Ich habe in Israel auch meinen Wehrdienst gemacht, so wie jeder andere, kurz nach meiner Einwanderung. Nur wollte ich keinesfalls sterben, unter keinen Umständen. Ein Freund brachte mich auf die Idee – melden wir uns zur Leichenidentifizierung, dann passiert uns unter Garantie nichts. Entweder es ist nichts los, oder es ist der Teufel los und man braucht uns. Man hat uns gebraucht. Irgendwann dachte ich, man sollte die Erkennungsmarken in die Absätze der Schuhe tun, Schuhe tauscht man nicht so leicht wie eine Marke, die man sich um den Hals hängt, und immer wieder mussten wir feststellen, dass der Tote offenbar seine Marke mit jemandem aus der Etappe getauscht hatte.

Israel ist vielleicht nicht der beste Platz auf der Welt, aber es bleibt ein Zuhause. Avi und Naim werden nicht dahin zurückkehren, ebenso wenig, wie ich nach Paris zurückgekehrt bin. Das Haus in Newe Zedek habe ich behalten, noch gehört es mir und uns. Noch können wir zurückkehren, wenn wir wollen. Wer weiß.

Ich bin jetzt seit ein paar Jahren in Berlin. Seit sieben Jahren. Und ich spüre, dass ich bald wieder irgendwohin gerufen werde. Ich weiß, dass ich nichts Besonderes tun muss. Abwarten. Den Kopf offen halten, vielleicht, die Seele, wenn

man so will, *nefesh*, wie es auf Hebräisch heißt. Auf Hebräisch ist es ein ganz normales Wort. Seele. Mich hat, als ich hierherkam, verwundert, dass ich so viel verstand, dass ich so rasch Deutsch sprechen konnte, obwohl ich nur das Jiddisch meiner Großeltern im Ohr hatte, und dann das bisschen Deutsch, das sie uns in der Schule eher widerwillig beibrachten. Zunächst waren meine Sätze holperig und voller Fehler, aber sie waren auch voller Luft, voller Atem, Luft und Wasser, das ist es, was die toten Konsonanten, schrieb ein berühmter Mystiker im zwölften Jahrhundert, ich glaube, er hieß Jitzchak von Akko, zum Leben erwecke, so, dass aus den Buchstaben, tote Knöchelchen und nichts weiter, Wörter werden könnten, Sätze, Sprache. Lebendige Sätze. Ob richtig oder falsch tut nicht so viel zur Sache.

Aber man braucht Vertrauen.

Man braucht Vertrauen, dass sich nicht alles über einem Unglück ändert, dass die Wörter bleiben. Der Atem, die Luft. Die Knöchelchen.

Natürlich hängt viel davon ab, wie man es beschreibt, wie man sich die Seele, oder was immer es sein soll, vorstellt. Ein Faden. Viele Fädchen. Stimmen. Vielleicht auch Bewegungen. Ich warte, dass ich gerufen werde, zu wem auch immer.

Wie stellst du sie dir vor?, fragte Naim einmal.

Wen stelle ich mir wie vor?

Die Toten! Er stand mit dem Rücken zu mir. Ich wusste, er dachte an seinen Freund Joni, der bei einem Attentat umgekommen war.

Langsam antwortete ich: Ich stelle sie mir gar nicht vor.

Sie sind einfach da, wollte ich sagen. Ich sehe sie, aber ich könnte sie nicht beschreiben, wollte ich sagen, aber ich sagte nichts weiter.

Naim sah enttäuscht aus, sein Rücken sah enttäuscht aus, die Schulterblätter, die sich durch das kurzärmelige Hemd abzeichneten.

Und Mama?, fragte er.

\*

Um Shira hat sich, als sie starb, jemand anderes gekümmert, ich jedenfalls war es nicht, und vielleicht brauchte sie auch keine Hilfe, keine Gesellschaft in diesen ersten Stunden und Tagen nach dem Tod, sie hatte ja lange genug Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten. Am dreißigsten Todestag trifft man sich bei uns Juden – oder Halbjuden, wenn es mich betrifft – am Grab. Betet. Unterhält sich miteinander. Weint.

Shiras Nähe empfand ich nach ihrem Tod anders. Ich kannte sie ja, ihre Berührung, ihre Zärtlichkeit, die letzten Spuren der Lust, als sie schon krank war, vielleicht nicht wirklich Lust, eher das Wissen, es ist das letzte Mal, es ist das letzte Mal. Sie nahm meine Hand und führte sie über ihren Körper, mit dieser erschreckenden Aufmerksamkeit, ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, als gelte es eine Entfernung zu überbrücken, die zu groß ist, jede Minute größer wird.

Bei den anderen Toten ist es anders. Da bin ich nicht ich. Oder ich bin ich: Skip. Der, der einen Schritt auslässt, hüpfst. Der

für die anderen den Namen trägt: Lass fahren dahin. Der, den man auslassen kann, nicht wichtig. Denn das ist der Tod: alles, was wir auslassen.

Während Shira im Sterben lag, hatte ich eine Freundin, Nina. Wir sahen einander im Café, mehrfach, kehrten beide anderntags zur gleichen Stunde zurück, eine Woche lang. Dann standen wir gleichzeitig auf, nahmen uns an der Hand und gingen. Wir gingen in mein Büro, in dem ein hübscher Diwan stand, auf dem ich schlief, mit einer Überdecke aus der Buchara, einem alten Stoff mit Blumen und Ornamenten in Rot, Blau, Grün, in leuchtenden, klaren Farben. Nina bewunderte den Stoff, dann zog sie sich aus, ich sehe sie vor mir, schlank, undenkbar schön. Ich wünschte mir im selben Moment, sie würde wieder gehen, nicht, weil ich das Gefühl hatte, Shira, die im Krankenhaus lag, zu verraten, sondern weil ich nicht mehr zu dieser Welt gehörte, zu dieser Schönheit, oder weil ich nur noch mit meinen Augen dazugehörte. Vielleicht hätte sie eingewilligt, dass ich ihr nur zusehe, vielleicht hätte es sie erregt, mehr als meine Hände, mein Geschlecht. Wir waren einander nahe, zugetan, obwohl wir uns nicht kannten. Wir schauten uns an, und ich sagte: Skip me! Der alte dumme Scherz, wie oft habe ich ihn gehört, wie oft ihn selber gemacht. Aber so war es, so sollte es sein. Nina sagte nichts. Irgendwann reiste sie ab, ich riss den Zettel mit ihrer Nummer in kleine Fetzen und löschte sie aus meinem Handy, eine Woche später fiel sie mir ein, die Telefonnummer. Sie ist kein Talisman, ich beschwöre sie nicht, wahrscheinlich führt sie längst zu einem

anderen Menschen. Aber ich habe die Nummer im Kopf, unauslöschlich, scheint es, während ich mich an Ninas Gesicht nicht mehr genau erinnern kann.

\*

Von meiner anderen Arbeit, wenn man es so nennen kann, habe ich Shira nie erzählt, und wenn ich etwas bereue, ist es nicht, dass ich eine Affäre hatte, während meine Frau im Sterben lag, sondern dass ich nicht die Worte oder nicht den Mut fand zu sagen, was ich erlebt hatte.

Sie war misstrauisch gewesen, wenn ich verreiste. Warum fährst du nach Paris, wohin fährst du? Ihr fiel kein Zusammenhang auf – ich reiste, und wo ich hinreiste, geschah ein Unglück. Ich musste nach Amsterdam. Wohin, nach Amsterdam? Was hast du in Amsterdam zu tun?

Das erste Mal war 1988. Um den 20. Juni herum erhielt ich die Nachricht, oder wie soll man es nennen? Es gab keine Botschaft, nichts Besonderes. Nachts hatte ich lebhaft geträumt, daran erinnere ich mich, ohne jedoch zu wissen, wovon ich geträumt hatte. Ein Gesicht war da gewesen, ein Gesicht, das ich nicht kannte, das eines jungen Mannes, Anfang zwanzig vielleicht, hübsch. Hübsch, wie ein junger Mensch mit dunklen Augen und langen Wimpern und roten Lippen eben aussieht, nichts Besonderes, noch zu jung vielleicht.

Und dann, am Mittag, ich war gerade im Café Tamar, um ein Beigel zu essen, schaute dabei der Besitzerin Sarah zu, die zwischen den Resopaltischen herumlief, mürrisch, weil

morgens irgendein Schuft nicht bezahlt hatte, am Mittag dachte ich, dass ich nach Paris fliege.

An diesem Tag noch. Spätestens am nächsten. Der Gedanke war so stark, dass ich aufstand, um zum Reisebüro in der Allenby Street zu gehen.

He, willst du heute vielleicht auch abhauen, ohne zu zahlen?, schnarrte Sarah mich an.

Ich, das weiß ich noch genau, drehte mich zu ihr, verblüfft, verwirrt. Ich wolle zum Reisebüro, stammelte ich. Ich muss nach Paris.

Ihre blauen Haare standen nach oben, als wären sie elektrisch. Aber Sarah ist nicht der Mensch, in dessen Gegenwart man Gespenster sieht, jedes Gespenst würde einen Bogen um sie machen, sie hat gegen die Briten gekämpft, sie fürchtet nichts, allenfalls ihr Herz, an dem sie sterben wird. Damals war ich vierzig Jahre alt, und sie? Vielleicht sechzig? Irgendetwas muss in meinem Gesicht gewesen sein, während ich das Geld herauskramte und das Trinkgeld in das kleine Glas tat, das auf der Kasse steht. Was ist los?, fragte Sarah.

Ich muss nach Paris und weiß nicht warum, antwortete ich wahrheitsgemäß. Sie hielt meinen Blick.

Hat dir das jemand gesagt?

Ich zuckte die Achseln.

Sarah hat mir geholfen. Sie rief für mich im Reisebüro an. Sie sagte, ich werde das Flugticket abholen. Sie bürge für mich.

Als ich zurückkam, fragte sie nichts. Sie brachte mir einen frisch gepressten Orangensaft und ein Beigel mit Käse. Das war

alles.

Shira und den Kindern erzählte ich von einer plötzlichen Schwäche meines Vaters. Sie glaubten mir kein Wort.

\*

Als ich in Paris ankam, nach vier Jahren zum ersten Mal wieder, war ich müde und ratlos. Niemand erwartete mich, niemand rechnete mit meinem Besuch. Ich habe keine Geschwister. Meine Eltern lebten nicht mehr in Paris, sondern etwas außerhalb, in einem Haus in Jouy-en-Josas. Mein Vater hatte sich zur Ruhe gesetzt, das heißt, er arbeitete nicht mehr im Krankenhaus, behandelte aber noch zweimal in der Woche in einer Augenarztpraxis in der Nähe des Jardin du Luxembourg. Noch nie hatte ich mir in Paris ein Hotel gesucht.

Ich wollte erst eine Freundin, eine Schulfreundin anrufen, die einzige, mit der ich in Kontakt geblieben war. Ich malte mir aus, ihre Stimme zu hören, und dass es schön wäre, sie wiederzusehen, aber ich wusste, wir hatten uns wenig zu sagen, sie war Anwältin geworden, bei einem großen Stromkonzern, sie war verheiratet gewesen und wieder geschieden, sie hatte den schönsten Rücken und Po, und vermutlich hätte sie sich gefreut, mich bei sich aufzunehmen. Aber als ich ihre Nummer gewählt hatte, ihre Stimme hörte, legte ich wieder auf.

Ich nahm die Metro, fuhr zur Station Saint-Germain-des-Prés und lief zur Rue Jacob. Im Hotel Des Deux Continents nahm ich mir das kleinste Zimmer.

Es lag unterm Dach. Die Fenster standen offen, es waren zum Glück zwei, es gab ein Waschbecken, abgetrennt ein winziges Klo hinter einer braunen Lamellentür. Vom Dach gurrten Tauben.

Merkwürdigerweise fühlte ich mich nicht wie früher, nicht wie in meiner Kindheit, als mein Zimmer im vierten Stock lag, auf die Straße hinausging, im Marais, ich weiß nicht, warum mein Vater dort eine Wohnung nahm, vielleicht wollte er der Katastrophe – anders nannte er es nie – auf diese Weise nahe sein, denen, die aus den KZs zurückkamen. Wir wohnten in der Rue des Minimes, in einer großen Wohnung, vielleicht hatte meine Mutter sich geweigert, an den Stadtrand zu ziehen. In der Rue des Minimes hatte ich, als ich älter war, mein Zimmer unter dem Dach und meine Mutter ein Atelier im Hof.

Auf dem Bett im Hotel liegend, dachte ich daran, wie sie versucht hatte, das Atelier zu mieten, zwei Zimmer mit großen Fenstern, einer der Räume etwa vierzig Quadratmeter groß, wie lange es dauerte, bis mein Vater endlich einwilligte, und wie sie dann für Stunden, eigentlich für Tage verschwand, hungrig, glücklich und aufgereggt zurückkam in unsere Wohnung, in der eine Haushälterin, die meinem Vater auch als Sekretärin half, für Ordnung und Gleichmaß sorgte. Ich sah sie vor mir, mit leuchtenden Wangen, doch dann wurde das Gesicht meiner Mutter – obwohl ich an diesem Nachmittag vielleicht etwas begriff, das ich vorher nicht gewusst hatte – von dem des Jungen verdrängt. Mir war, als würden unsere Blicke sich treffen, die Empfindung war so deutlich, dass ich

mich auf dem Bett, allein in dem kleinen Hotelzimmer, aufrichtete. He, rief ich ihm zu, wohin gehst du? Wieso?, antwortete er. Ich will zu meiner Freundin, sie wohnt in Maisons-Alfort, der Junge guckte frech zu mir. Was geht Sie das denn an?

Ja, was ging es mich an?

Ich habe dich nicht geholt, sagte ich ärgerlich zu ihm, ich sagte es laut. Er zog den Kopf ein, nachdenklich, nun sah er schon aus wie ein Schüler, mit einer heftigen Seitwärtsbewegung wollte er verschwinden, so, als müsste er sich ins Gebüsch schlagen, und wirklich, am Rand eines großen, kahlen Hofs, von Platanen umstanden, wuchs Gebüsch, und ein paar Kinder in dunkelblauen Jacken kamen angerannt, riefen etwas, das ihm, dem Jungen, galt, meinem Jungen, der das Gesicht verzog, nicht zum Weinen, nicht mehr zum Weinen, dachte ich, eher in einer Art Widerwillen. Was sie riefen, konnte ich nicht hören, aber ich hatte einen Verdacht.

Ich muss mich beeilen, sagte er, wieder älter geworden. Genau so: Ich muss mich beeilen. Er sagte nicht, warum, bewegte sich nur energischer voran, mir gab es einen Stich, würde er gehen? Ich lag ja immer noch da, allein, in dem Hotel, in meiner Heimatstadt, die mir so fremd war, angekommen in der Fremdheit von zwei Jahrzehnten.

Shira war nie gern in Paris, ich komme mir hier vor wie eine Bäuerin, hatte sie geklagt, und einmal sogar: Als wäre ich eine Deutsche! Spinnst du? Mir war nichts eingefallen, als sie anzufahren, die Idee war so absurd, Shira, eine Sabre, dritte

Generation, dieser israelische Adel, aus Safed, die sich herabgelassen hatte, einen Halbjuden, mich, zu heiraten, einen, der konvertieren musste, um in Israel unter die Chuppa zu treten. Shira war blond und hatte blau-grüne Augen. Doch nicht deswegen fühlte sie sich wie eine Bäuerin, wie eine Deutsche, sondern weil sie sich unkultiviert vorkam. Meine Eltern besorgten Karten fürs Theater, obwohl Shiras Französisch miserabel war, sie besorgten Karten fürs Konzert, obwohl Shira keine klassische Musik mochte. Sie wollten mit uns in Museen gehen, damit wir auftanken könnten, aus unserer Wüstenei kommend, auftanken, sagte Shira einmal erbittert, nachdem wir im Musée de Cluny gewesen waren, auftanken zwischen lauter Gekreuzigten! Von meiner Kindheit wollte sie nichts wissen, ich konnte ihr nichts erzählen, dass sie die Straßen mit meinen Augen sah, von meinem Roller aus, meinem blauen Tretroller, den ich so geliebt hatte, oder von den kühnen Ausritten mit meinem Steckenpferd, das ich erst mit acht Jahren widerwillig hergegeben hatte, nachdem die Jungs im Viertel kreischend hinter mir hergerannt waren. Ich hatte mich auf die falsche Weise von der Stadt entfernt, war ausgerutscht, ausgeglitten, hinausgeglitten aus meinem Viertel, aus meiner Stadt, wie kann einem eine Stadt so fremd werden, derart gleichgültig. Doch stimmt es nicht ganz, die ganze Wahrheit war das nicht, und Shira bemerkte es. Du bewegst dich ganz anders hier! Du siehst ganz anders aus! Wie von selbst fand sich in meinem Elternhaus irgendetwas, eine Jacke, ein Hemd, eine Sonnenbrille, eine Mütze, das zu mir und hierher gehörte,

nach Paris. Du sprichst anders! Der Akzent. Du riechst anders! Ich nehme dasselbe Rasierwasser wie immer. Das ist es nicht, sagte sie, es sind die Autos, die Steine, die Tauben, alles!

Komm mein Liebchen, wollte ich ihr sagen. Wie viel Zärtlichkeit wir vertan haben.

Ich lag auf dem Rücken und suchte nach dem Jungen, den ich nicht kannte und der mich nichts anging. Wo bist du? Er beeilte sich. Wohin? Ich wurde unruhig, gelähmt und unruhig, wie in den Zeiten der Depression, wie damals, als ich mich fragen musste, ob wir Kinder machen sollten, deren Vater ich nicht sein konnte. Ich war schuld, so viel war klar, und folglich musste ich eine Lösung finden, eine Lösung anbieten, und so groß das Problem war, eigentlich war es überall, es gab nichts, was davon nicht beschmutzt und beschädigt war, so unmöglich schien zu fassen, was eigentlich das Problem genau war, die Spermien, die Menge, ihre Beweglichkeit, denn impotent war ich nie, ich schlief mit Shira, sooft sie wollte, nur kam nichts dabei heraus. Und dann kam sie eines Tages nach Hause, verwirrt, verlegen, erzählte, sie habe im Café, in Sarahs Café, einen Mann kennengelernt, der mir ähnlich sah. Mehr sagte sie nicht, ich musste von allein darauf kommen. Sie bestellte mich am nächsten Tag hin, zeigte ihn mir und ging, ein Zahnarzt war es, ein Sabre, ich mochte ihn nicht besonders, auch wenn ich die Ähnlichkeit nicht leugnen konnte, und er amüsierte sich, er amüsierte sich einfach über mich und über Shira und vielleicht auch über sich selbst, und zwei Tage später, als ich in einer

kleinen Bar in der King George Street mit meiner Frage, meiner Bitte herausrückte, sagte er einfach: Warum nicht?

Das war's. Meine Depressionen wurden davon nicht besser.

Shira wurde also schwanger, bekam zwei Jungen, unsere Söhne, die nicht meine waren, und jetzt suchte ich, wie ein Idiot in mir gefangen, in meinem Gehirn, in meinen Eingeweiden nach diesem anderen Jungen, den ich nicht kannte, um den ich mich aber plötzlich so sehr ängstigte, dass ich es nicht aushielte und vom Bett aufsprang, um hinauszugehen.

Ruben, sagte er plötzlich. Ich heiße Ruben.

Er schaute sich um, ich sah, wie er eine Rolltreppe hinunterfuhr, Menschen, die sich an ihm vorbeidrängten. Es war längst später Nachmittag oder früher Abend, die Sonne neigte sich. Wo bist du?, murmelte ich, eine Passantin sah mich an, prüfend, dann lächelte sie, und ich lächelte zurück, sagte etwas über das schöne Wetter, dass ich gerade erst nach Hause gekommen sei, nach Hause, sagte ich tatsächlich, und sie blieb stehen bei mir. Ich wollte sie schon zu einem Kaffee einladen, da hörte ich plötzlich den Jungen, wie von fern, ein bisschen unruhig rief er nach mir, mit kleiner Stimme –.

He, was ist los?, sagte ich, als ich weitergegangen war.

Heiß hier, stickig, maulte er, wenn sie nicht gesagt hätte, ich dürfe über Nacht bei ihr bleiben, ginge ich lieber nach Hause.

Wo wohnst du denn?, fragte ich ihn und schaute auf die Häuser – ich war inzwischen in der Rue de Furstemberg, ging den Bogen, lief die Rue de l'Abbaye entlang, auf die Rue Saint-

Benoît zu. Hier irgendwo?, sagte ich zu dem Jungengesicht, das blass geworden war, schwitzte, mir war auch heiß.

Ja, Scheiße, sagte der Junge. Dann hob er den Kopf irgendwie alarmiert. Was sagen die da? Was ist denn das für eine Ansage? Wie soll das denn jetzt gehen? Hier kommt doch keiner raus!

\*

Ich stand in der Rue Saint-Benoît, vor der Nummer elf, und schaute hinauf zu den Dachgauben des hellgrauen Hauses. Ruben?, rief ich mit leiser Stimme. Im Restaurant gegenüber verschwanden ein paar Leute, ein Mann blieb stehen, guckte zu mir, fragend, als erinnerte er sich an mich, und als er seinen Begleitern etwas zurief, wusste ich, wir kannten uns wirklich, aus der Schule, aus dem Studium, wer weiß. Ich wandte mich ab und schaute an mir herunter, eine schäbige ausgeleierte Hose, ich hatte mich nicht fein gemacht für diese Reise.

Und allmählich bekam ich auch Hunger. Es war kurz nach sieben Uhr.

Etwas zu essen, dachte ich, oder ein Glas Wein.

Heute weiß ich mehr. Damals geriet ich bloß in einen komischen Zustand. In irgendeiner Brasserie trank ich ein Glas Wein, dann ging ich die Rue Bonaparte zur Seine hinunter. Trank ein weiteres Glas Weißwein. Es war die Stunde des Aperitifs, ein so friedlicher Sommerabend. In Berlin trinken wir heute wenig, ein Glas Wein vielleicht, allenfalls zwei. Früher in Tel Aviv haben Shira und ich gekifft, selten. Alkohol hat damals jedenfalls sofort gewirkt, aber natürlich war ich nicht

betrunkener. Der ganze Abend, sinnlos wie er war, kam mir ungeheuer anstrengend vor. Um halb acht etwa hörte man die ersten Krankenwagen. Inzwischen war ich an der Seine angelangt, am Quai Malaquais, dann stand ich auf dem Pont des Arts und schaute zum Pont Neuf hinüber.

Die Sirenen waren unüberhörbar.

Leute auf der Straße wurden unruhig und schauten sich um und suchten etwas. Hinter der Seine-Insel musste etwas geschehen sein, was immer es war, vielleicht ein Terroranschlag, so etwas. Terroristen.

Irgendwann rief ich zu Hause an und erzählte, dass hier dauernd die Sirenen heulten. Shira war kühl. Was machst du?, fragte sie.

Ich weiß nicht, antwortete ich. Das war die Wahrheit. Dass ich todmüde war und doch immer weiter herumlief, ohne etwas zu essen, ohne mich hinzusetzen. Irgendwo kaufte ich mir eine Flasche Mineralwasser.

Ich leerte die Flasche, kaufte eine zweite. Schauten zur Seine hinunter, am liebsten hätte ich mein Gesicht auf die Kaimauer gelegt, um einzuschlafen.

Hubschrauber flogen vorbei, verschwanden, kehrten zurück. Die Sirenen wurden irgendwann weniger. Es blieb warm, ich wollte nicht zurück ins Hotel.

Als ich gegen zwei Uhr aufgab, war die Hoteltür verschlossen, ich musste den Nachtportier wecken. Er wollte wissen, ob ich Kaffee bestellt habe. Auf acht Uhr, sagte ich und fragte mich, warum. Acht Uhr.

Ich wachte vorher auf. Ich wachte um kurz nach sieben auf, genau zwölf Stunden nachdem ein Zug in der Gare de Lyon in einen anderen gerast war, aber das wusste ich nicht. Vielleicht wachte ich auf, als irgendein Junge, ein junger Mann, der in dem Vorortzug gesessen hatte, starb, nachdem er bewusstlos oder auch wach darauf gewartet hatte, gerettet zu werden. Das wusste ich nicht. Ich weiß es bis heute nicht. Wie von einem scharfen Messer getroffen, wachte ich um kurz nach sieben Uhr auf.

Es war hell. Ich erinnere mich, wie ich mich umschaute, nicht, weil ich nicht wusste, wo ich war, sondern weil ich jemanden suchte.

He, wo versteckst du dich?

Hier, sagte seine Stimme leise.

Wo ist hier?

Hier.

Irgendwann hörte ich es klopfen, das Tablett mit Kaffee und einem Croissant stand vor der Tür.

An dem Tag blieb es das Einzige, was ich zu mir nahm. Ich sagte, dass ich eine weitere Nacht bleiben müsse. Als ich mit dem Concierge sprach, fiel mein Blick auf die Zeitung: Zugunglück in der Gare de Lyon.

Das Foto zeigte zwei ineinander verkeilte Züge. Einen Sanitäter, der bei einem blutüberströmten Körper kniete. Im Hintergrund weitere Uniformen.

Der Concierge behielt mich im Auge, während ich die Zeitung anstarrte. Aber ich begriff nicht, noch nicht. Ich ging in

Sie lachte mich nur an, ohne etwas zu sagen.

Naim begutachtete sie: Du siehst nicht schwanger aus.

Ich stellte mich direkt vor sie, um sie anzuschauen. Sie sah glücklich aus.

Okay, ich bleibe als Babysitter, ich meine, wenn Avi und Shirley auch nach Berlin ziehen. Naim gab mir einen winzigen Schubs.

\*

Abends saß ich, nachdem wir gegessen hatten, endlich allein im Wohnzimmer, an dem kleinen Tischchen meiner Eltern, ich hatte mir einen Bleistift und Papier genommen, als wollte ich einen Brief schreiben, und ich dachte, wie selten ich Briefe geschrieben hatte, außer Mails an meine Söhne.

Früher, noch in der ersten Zeit in Israel, hatte ich häufiger geschrieben, an Freunde, an meine Tanten in England, dann an meine Eltern, oft war es vorgekommen, dass ich die Briefe geschrieben, sogar adressiert und frankiert hatte, bloß hatte ich sie nicht eingeworfen, ich hatte sie mit mir herumgetragen, bis sie alt aussahen und irgendwann auch alt waren, dann hatte ich sie in meinen Schreibtisch gelegt, weder weggeworfen noch endlich zur Post getragen. In meinen Unterlagen, die ich in hübschen Schachteln aufbewahre, Dinge, die mir wichtig sind – Fotos, Briefe oder Postkarten, kleine Geschenke der Jungs und einige ihrer Bilder –, in diesen Schachteln, es gab drei, mussten auch solche Briefe sein, zugeklebt; die Adressaten, meine Eltern etwa, sind schon lange tot.

Es kommt mir vor, als hätten diese Briefe eine eigene Art von Leben, obwohl sie nie abgesendet wurden, obwohl sie auf nichts pochen, keinen Anspruch haben oder Geltungswillen. Aber sie sind noch da, Schriftstücke, vielleicht nicht einmal mehr lesbar oder doch nur noch mühsam, darauf kommt es nicht an. Ich hatte zuweilen meinen Eltern von einem dieser Briefe erzählt, meiner Mutter auch, was darinstand, in diesen Briefen, die ich nicht abgeschickt hatte; sie freute sich darüber und sagte, es gefalle ihr, dass irgendwo noch Briefe an sie gerichtet sein würden, wenn sie schon längst tot sei, Briefe, die ein eigenes Leben hätten, da sie ungeöffnet seien, eben so, als richteten sie sich an die Toten.

Sie sagte, man könne gut heiter sein, wenn man sich nicht um das sorge, was man versäumt habe, Versäumnisse gehörten zum Leben wie Schuhe, man müsse hineinschlüpfen, und man könne etwas dafür tun, dass sie passten. Ich fand das eine merkwürdige Auffassung, und ich glaubte damals, sie versuchte, sich über ihre ausbleibenden Erfolge als Malerin hinwegzutrösten, auch darüber, dass sie alles verlassen hatte, ihre Familie und ihre Freunde in England, ihr ganzes Leben, das sie abgestreift zu haben schien ohne Rest.

Nun dachte ich anders. Deshalb vielleicht war sie zumeist heiter gewesen und ohne Angst gestorben, vielleicht gehörten wirklich die Versäumnisse zu ihrem Leben, nicht als etwas Arges, sondern wie ein lichter Hintergrund, ein unleugbarer Teil des Lebens, zum Guten oder Schlechten, man musste kaum danach fragen, weil sich alles addierte, aufaddierte zu einer

Summe. Es musste sich nicht zu einem Ganzen fügen. Es musste nicht stimmen, was man gedacht und getan und gesagt hatte. Eine Summe blieb ja immer offen für weitere Addition, und vielleicht noch über den Tod hinaus.

Ich hielt den weißen Umschlag in der Hand, es war das Ergebnis des Vaterschaftstests, den Avi und Naim hatten machen lassen, als Geschenk für mich. Naim hatte mir gesagt, sie selber hätten sich kein Ergebnis sagen lassen, und ich solle mit dem Umschlag machen, was ich wolle, er hatte gelacht, als wäre er seiner Sache sicher, aber eine winzige Unsicherheit war doch in seinem Blick zu erkennen gewesen, oder zumindest eine Frage.

Zipora hatte ich geküsst, bevor sie zu Bett gegangen war, ich hatte ihr berichtet, was Chava in Tel Aviv mir von Jeschajahu Leibowitz erzählte hatte, dass die ersten vier Wochen nach der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle die aufregendste, ereignisreichste Zeit im Leben eines Menschen seien. Sie hatte gelacht und gesagt, dann werde sie das Ungeborene Leibowitz nennen oder Leibowitzia, falls es ein Mädchen werde.

Sie erwartete weder Jubel noch Zweifel von mir, vermutlich dachte sie, jeder werde auch weiterhin seinen Platz finden und ich glücklich sein.

Ich spürte plötzlich eine Welle von Angst.

Irgendwann würde ich wieder gerufen werden zu jemandem, der aus seinem Leben gerissen worden war, und auch wenn ich glücklich war, auch wenn ich daran glaubte, dass es nichts gab als dieses Leben, für eine Zeit, und dann

vielleicht nur den Wunsch, ein guter Toter zu sein, einer, der den Lebenden noch Gesellschaft leistete und an den zu denken glücklich machte – auch wenn ich daran glaubte, würde ich denjenigen, der sich von seinem Körper, von allem, was er gewesen war, trennen musste, nicht trösten können. Trost gab es nicht, und kein Gedanke rettete jemanden, und keine Liebe. Wie würde ich die Sorge ertragen, wenn da noch ein Kind war, das ich liebte? Wie gehörten all diese Teile und Bruchstücke zueinander?

Plötzlich fiel mir ein, dass ich noch immer nicht das Grab von Täubchen Gimpel aufgesucht hatte, der Verwandten von Chava und Chajim, die auf dem Friedhof Weißensee lag. Ich dachte, dass ich mit Naim und Zipora einen Ausflug dorthin machen könne.

Und dann dachte ich, dass man vielleicht Steinchen auf die Gräber legte und ungeöffnete Briefe aufbewahrte, um sich zu vergewissern, dass man weiter und weiter etwas hinzufügte, dass das vielleicht überhaupt die Essenz war, etwas hinzuzufügen, zu einer Summe, die immer offenblieb.